

Haseln, fünf Stachelbeeren und zwei Flieder, und er sagt schließlich: „Alles ganz hübsch — aber warum wohnen Sie eigentlich hier draußen?“

Und dann sage ich, ganz wie es mir in den Kopf kommt: „Ach, in Berlin kriegt man ja keine billige Wohnung!“ — Oder „Wissen Sie, es ist so still hier. Für meine Arbeit, verstehen Sie?“ — Oder: „Es ist so gesund für meinen Jungen.“ — So antworte ich, und der Besucher ist völlig befriedigt und sagt: „Ja, natürlich, verstehe ich vollkommen — aber..“

Ja — aber. Bei mir aber auch — aber. Denn was ich wirklich denke, das sage ich nicht, weil es zu umständlich wäre, und weil der andere es gar nicht hören will, denn er hat ja nicht richtig gefragt. Alles, was ich geantwortet habe, ist richtig, und alles, was ich geantwortet habe, ist nicht das. Dieser Vorgarten und dieser Grasplatz, die sind der Anfang zu einem Bauernhof. Ich habe einen Freund gehabt, der sagte: „Wenn jeder Mensch in jedem Jahre seines Lebens einen Baum pflanzte, alles wäre einfacher.“

Sehen Sie, ich schreibe. Ich schreibe Romane und Aufsätze, ich sitze vor Papier und bekrakele es. Ich gehe spazieren, zwischen Feldern, Bäumen und Häusern, und ich denke nach, über das, was ich schreiben werde. Ich sitze mit meiner Frau am Schreibtisch, und sie fragt mich etwas, und nach einer ganzen Weile erreicht ihre Frage mein Hirn, und wieder nach einer ganzen Weile sage ich dann ja oder nein. Ich lebe in einer unwirklichen Welt. Ich schreibe.

Und dann befällt mich von Zeit zu Zeit die Angst. Ich denke daran, daß Schreiben keine richtige Beschäftigung ist, sie hat irgend was Naturwidriges, früher schrieben darum nur die Knechte, die Herren ließen schreiben. Ja, es ist eine richtige Gespensterangst: vielleicht ist alles unwirklich, vielleicht lebst du ebensowenig wie dein Gareis oder Stuff oder dein Lämmchen.

Und dann gehe ich in den Garten. Dann grabe ich oder binde auch nur

einen Zweig an oder sehe nach, ob für die Meisen in der Kokosschale noch Futter ist. Ich sehe die Aeste an und wo die Augen sitzen, und trotzdem wir jetzt im Winter sind, habe ich immer irgend etwas draußen zu tun. Sehen Sie, und dann wächst das, was ich gesät habe, oder es mißrät, wie mein Kohl dies Jahr mißraten ist. Aber ich sehe die Arbeit und die Wirkung aus der Arbeit, es ist etwas geschehen, etwas ganz Wirkliches. Der Goldlack, der jetzt nach dem Frost so die Blätter hängt, den habe ich gesät, pikiert, gepflanzt. Was sehe ich beim Schreiben? Kritiken. Papier. Es ist alles so unwirklich. Ich brauche ein Gegengewicht.

Das ist es, was ich sagen wollte, und vielleicht gilt es nicht nur für meine Schreiberei. Man entfernt sich vom Leben, alles wird künstlich, unwirklich, unendlich kompliziert. Wo steht man schließlich? Hat man je etwas getan? Du hast immer Briefe getippt, Mädchen, wo sind all die tausend Briefe? Wo ist dein Leben? Ich glaube, etwas Aehnliches meinte mein Freund, als er sagte, jeder müsse alle Jahre einen Baum pflanzen, dann wäre das Leben einfacher. Freilich müßte er ihn wirklich pflanzen, nicht nur so in die Erde stecken.

Ich weiß ja so gut, all das mit dem Gärtchen ist erst Spielerei; ich gehe hinaus und grabe etwas: es ist nur eine Bestätigung von dem, was ich doch weiß, daß ich wirklich bin, trotz des Schreibens. Aber eines Tages möchte ich so weit sein, daß es nicht nur eine Spielerei ist, ich möchte einen Bauernhof haben mit zwei Pferden und sechs Kühen. Ich möchte keinen Luxusbetrieb haben, soweit es geht, möchte ich die Wirtschaft selbst besorgen. Und dann erst, wenn ich nicht nur in der Natur spiele, sondern arbeite, werde ich schreiben können, ein Buch, das vielleicht so wirklich wird, wie ein Buch vielleicht sein kann. Dann wird alles viel einfacher sein, und meine Sorgen von heute werden gar keine Sorgen mehr sein.